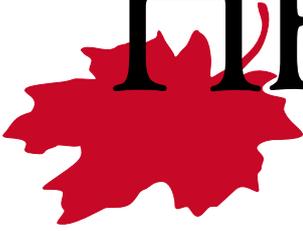


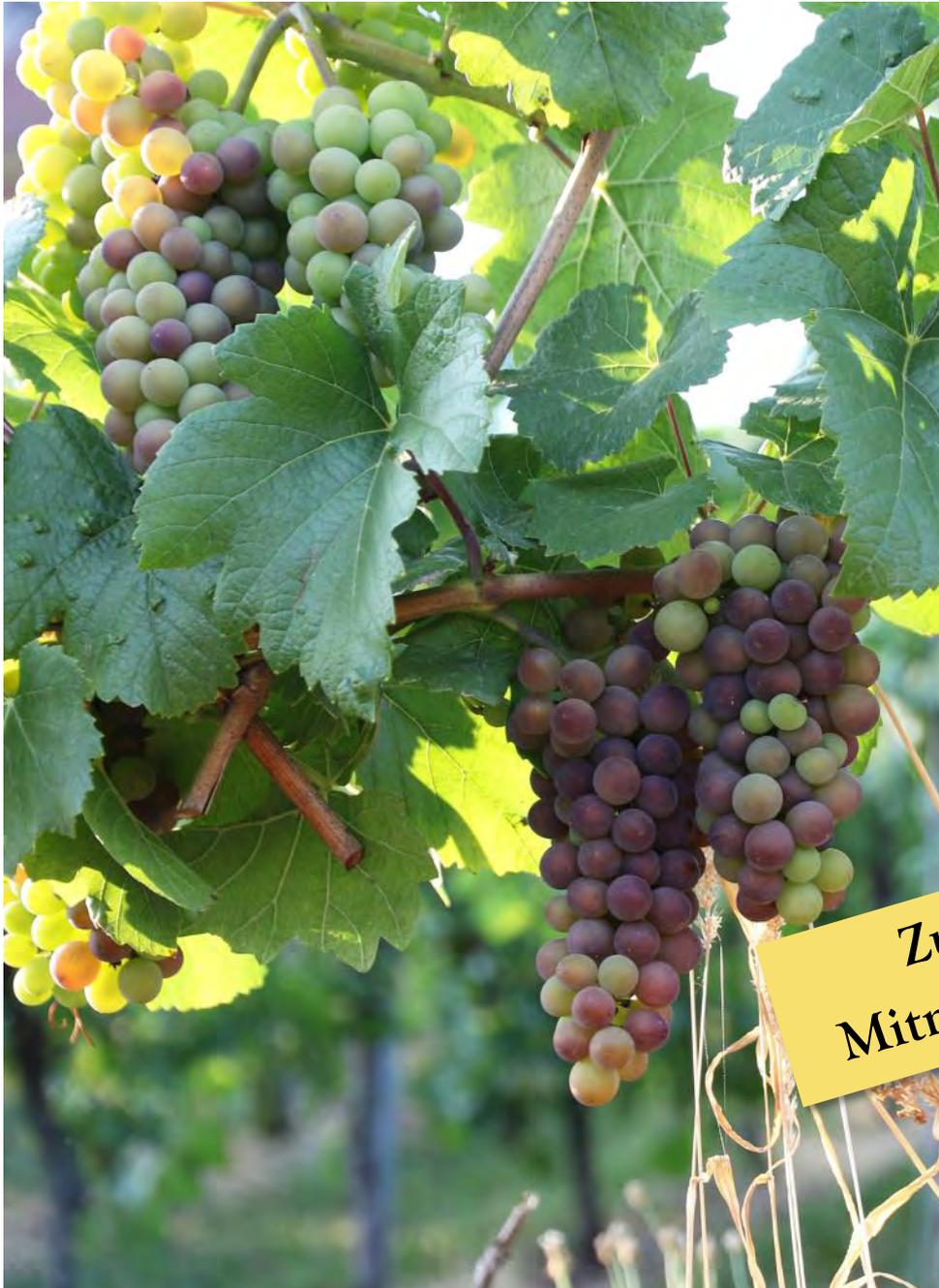
MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



September 2018

Nr. 92



Zum
Mitnehmen

HERBSTTAGE

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
DIE ESSKASTANIE • DIE STADTKIRCHE HEUTE
NIE WIEDER KRIEG • DAS JUBELJAHR



Inhalt

- 3 Esel Balduin freut sich über die Sanierung der Eselsbrücke
- 4 Alles hat seine Zeit – Stadtkirche Unna
- 6 Fröndenberg – (k)eine wunderschöne Stadt
- 8 Nicht alle Jahre wieder– Das Jubeljahr
- 9 Hätten Sie es gewusst? Kaffeesatz
- 10 Was steckt dahinter?
- 12 Erinnerungen an eine frühere Schulzeit
- 14 Opa klärt auf:
Heute: Radtour mit der Enkelin
- 16 Nie wieder Krieg!
- 17 Ein wenig Poesie schadet nie: Herbsttag
- 17 Wo ist die Teppichstange geblieben?
- 18 Die Ess-Kastanie
- 20 Die Höhle von Lascaux
- 22 Ahnenforschung
- 23 Singt mal wieder!
- 24 65 – Wie geht es weiter?

Impressum

Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
V.i.S.d.P.: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug

Redaktion:
Andrea Irslinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Gisela Lehmann, Ingrid Faust, Klaus W. Busse,
Klaus Thorwarth, Reinhild Giese, Ulrike Wehner

Seniorenbeauftragter: Robin Rengers
Seniorenarbeit Fäßchen: Markus Niebios
Portraits: Klaus Pfauter
Titelfoto: Franz Wiemann
Gestaltung: Andrea Irslinger
Druck: WIRMachenDRUCK GmbH,
Backnang

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ist das ein Sommer?

Ließ sich der Frühling noch ziemlich nass an, folgten ein paar schon fast zu heiße Wochen. Stöhnten die einen, weil es zu nass war, stöhnten die anderen, dass es zu trocken war. Stöhnten die einen über die Kälte, stöhnten die anderen über die Hitze. Wie gut, dass wir das Wetter nicht selbst machen können. Dann wollte wohl jeder etwas anderes. Obwohl: Wir beeinflussen mit unserem Verhalten das Wetter immer mehr. Stichwort: Klimawandel.



Im Mittelalter machte man die Hexen dafür verantwortlich, wenn es infolge schlechten Wetters, z. B. der „kleinen Eiszeit“, Missernten gab. Zum Glück wissen wir es heute besser.

Wir beklagen uns höchstens einmal: „Petrus wird alt“, wenn Regen oder Sonne allzu extrem sind. Nehmen wir es doch einfach, wie es kommt! Etwas anderes bleibt uns sowieso nicht übrig. Und freuen wir uns, wenn es schön ist!

Das *Herbst-Blatt* wünscht Ihnen einen schönen Restsommer und einen angenehmen Herbst.

Im Namen der Redaktion
Brigitte Paschedag

Foto: Andrea Irslinger

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 93 erscheint
im Dezember 2018!

Esel Balduin freut sich über die Sanierung der Eselsbrücke



Auf unserem fast täglichen Spaziergang durch Unna führte mich mein Freund und Treiber dieses Mal zur Eselsbrücke. Wenn wir dahin gehen, wird es mir immer warm ums Herz. Das Eselsrelief an der Katharinenkirche, der Eselsbrunnen am Alten Markt und die vor zwei Jahren benannte Eselsbrücke zeugen von einer Wertschätzung unserer Gattung. Dieses Mal erzählte mir mein Freund, dass er in der Presse von einer Sanierung des 36 Jahre alten Bauwerks gelesen hätte. Vor allen Dingen sol-

be, dass auch die Widerlager gewechselt werden sollten. Mit einer gewissen Dosis Ironie sprach er leise zu mir, dass es nicht Wiederlager, sondern Widerlager sind. Das ist ein Zeichen, dass die Journalisten voneinander abgeschrieben haben, ohne sich Gedanken über den korrekten technischen Begriff zu machen. Das ist kein Rechtschreib- oder Grammatikfehler. Wiederlager gibt es halt nicht.

Als wir das Gelände begutachteten, erzählte mein Freund, dass er 1982 bei der Eröffnung der damaligen Fußgängerbrücke und bei der Namensgebung im Jahre 2016 dabei war. Von einer interessanten Begebenheit berichtete er noch. Von der Brücke aus beobachtete er einstmals, wie Elefanten von einem Zirkus, der seine Zelte am Brockhausplatz abgebrochen hatte, zum Bahnhof geführt wurden. Der Blick von der Brücke bot einen sicheren Abstand zu den Tieren,



len die Geländer erneuert werden. Vielleicht werde ich mich dann wieder sicherer fühlen. Denn von vergangenen Generationen vorgewarnt, befällt mich bei einer Brückenbegehung ein – eigentlich unbegründetes – Angstgefühl.

Mein Freund erzählte weiter, dass er in verschiedenen Veröffentlichungen gelesen ha-

ohne die Attraktivität des Ereignisses zu schmälern.

Herzlichst
Ihr Balduin

Foto: Christian Modrok

Alles hat seine Zeit Stadtkirche Unna - von Bärbel Beutner -



Strahlender Sonnenschein herrschte am Sonntag, am 1. Juli 2018, als sich die Unnaer zu einem Gottesdienst im Freien an der Stadtkirche einfanden. Vor dem Absperrgitter waren Bänke und ein Lesepult aufgestellt, und die kräftige Sonne bewirkte, dass die eine oder andere Bank in den Schatten getragen wurde. Überall standen Kameras. Die Presse war gut vertreten.

„Alle Augen warten auf dich, o Herr“, so begann das Tischgebet in unserer Kindheit. An diesem 1. Juli 2018 warteten alle Ohren auf die Klänge der Kirchturmuh, die um 12 Uhr mittags wieder einsetzen sollten. Das Sturmtief „Friederike“ hatte am 18. Januar einen erheblichen Schaden an der Kirche verursacht und die Turmuhr zum Stehen gebracht. „Fast ein halbes Jahr lang zeigte die Uhr der Stadtkirche fünf nach vier an“, erinnerte

Stadtpfarrerin Barbara Dietrich. „Die Zeit stand still, eine verlorene Zeit.“

Doch es wurde keine Zeit verloren. Mutig machte man sich an die Behebung des Schadens, unterstützt von spendenfreudigen Bürgern Unnas, die sich für das Wahrzeichen ihrer Stadt einsetzten.

Noch durfte die Kirche nicht betreten werden, aber die Uhr erwachte am 1. Juli aus ihrem Dornröschenschlaf. Die Bläser sandten einen musikalischen Gruß vom Turm aus über die Stadt, wie früher an den Samstagen vor den Adventssonntagen – und dann ertönten zwölf Schläge. Die Glocken dürfen noch nicht läuten, der Turm und das beschädigte Gewölbe würden dadurch zu sehr erschüttert, aber die Stunden werden wieder gezählt.

„Alles hat seine Zeit“, zitierte Superintendent Hans-Martin Böcker den Prediger Salomon.



Dort steht zu lesen: Abbrechen hat seine Zeit, Bauen hat seine Zeit; Weinen hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit. Die zum Leben erwachte Kirchturmuhre sollte die Zeit des Lachens anzeigen, vor allem aber die Zeit der Hoffnung.



Küster Josef Fritsche

Vierzehn Tage später am 14. Juli wurde die Kirche zum ersten Mal wieder für Besucher geöffnet. Die Kanzel, die Orgel, der Altar und das Sakramentenhäuschen waren verhüllt, ebenso der Bereich unter dem beschädigten Gewölbe. Die Bänke sahen aus wie immer. Eine „Andacht zum Tag der offenen Baustellen-Tür“ fand statt. Anschließend gab es Führungen. Die Besucher hörten, dass ihre Kirche in vergangenen Jahrhunderten schwerere Schäden erlitten hatte. Dreimal wurde sie vom Blitz getroffen, 1559, 1598 und 1605, denn einen Blitzableiter gab es damals noch nicht. 1660 riss ein Wirbelsturm den Turm um, der auf das Gebäude stürzte und neun Todesopfer forderte. 1723 wurde die Kirche Opfer des Stadtbrandes, 1861 brannte der Turm infolge eines Blitzschlages, und das verheerende 20. Jahrhundert machte auch vor Unnas Stadtkirche nicht Halt. 1945 geriet sie unter amerikanischen Beschuss.

Am 14. Juli 2018 wurde der Stand der Reparaturen anhand von Fotos von dem beschädigten Gewölbe erläutert. Mutige konnten – mit Helm geschützt – ganz nahe an die Westwand herantreten, wo kleine Mauerstücke herabzustürzen drohten. Der Ruhrpott mit seinen Zechen und Stahlwerken hatte den meterdicken Steinen mit belastetem Regen und Wind zugesetzt. Diese Gefahr besteht

nun nicht mehr. Die Kohlegewinnung und die Stahlindustrie sind Geschichte, das mittelalterliche Kirchengebäude aber steht weiterhin mitten in der Stadt, oft beschädigt, jedoch immer wieder restauriert von seinen treuen Benutzern.

Die Zeit des Lachens und des Tanzens, die der Prediger Salomon nennt, begann bereits bei den beiden Veranstaltungen um die Kirche. Tatkräftige Gemeindemitglieder stellten Tische und Bänke vor der Kirche auf, servierten Kaffee und selbstgebackenen Kuchen und sorgten für fröhliche Runden, die viel zu diskutieren und zu erzählen hatten. In der Kirche erklangen Melodien aus Barock und Renaissance, vorgetragen von dem Flötenensemble, draußen lag der Duft von Grillwürstchen in der Luft. Alle Sinne wurden angesprochen.

Präses Annette Kurschus, die bei ihrer Kirchenvisitationsreise den Kirchenkreis Unna besuchte, als die Kirchturmuhre wieder zum Leben erwachte, beschwor den griechischen Gott Chronos, der für die dahingehende Zeit



verantwortlich war, für den gewohnten Zeitablauf, für den Alltag. Aber es gab auch den „Kairos“, den günstigen oder sogar entscheidenden Augenblick, nicht personifiziert als Gott, aber von lebenswichtiger Bedeutung. Ein solcher „Kairos“ war der Stundenschlag der Kirchenglocke, und es werden noch viele weitere folgen.

Fotos: Ev. Kirchenkreis Unna; rechts unten: Franz Wiemann

Fröndenberg - (k)eine wunderschöne Stadt

- von Ulrike Wehner -



Fröndenberg, da ist doch nichts los! Diese Behauptung hörte ich immer wieder, seit ich dort vor zwei Jahren in eine schöne Seniorenwohnung eingezogen bin. Stimmt das wirklich? Dies ist mein Eindruck.

Fröndenberg, kleinste Stadt im Kreis Unna, ergänzt seinen Namen seit 2003 mit dem Hinweis auf seine Lage: Ruhr. Der Fluss bildet die südliche Grenze des Ortes. Die Flussauen mit dem Himmelmannpark als Naherholungsgebiet laden vorbei an Skaterbahn und Ruhrbalkon zum Spaziergang ein. Auf bequemen Liegemöbeln kann man die Seele baumeln lassen oder sich auf den Sportplätzen austoben. Nahebei findet man ein Forum, eingefasst von wunderschönen Mauerresten der alten Kettenfabrik, der ehemaligen Papierfabrik Himmelmann, in deren historischen Gebäudeteilen jetzt das Kettenschmiedemuseum untergebracht ist. Dort kann man auch standesamtlich heiraten. Dem Bereich ist die Kulturschmiede angeschlossen. Hier wurde ein Ort für kulturelle Veranstaltungen geschaffen, der moderne, prägnante bauliche Ergänzung und altes Gemäuer gekonnt verbindet. Die beiden Einrichtungen werden von einem eigens gegründeten Verein betrieben, in dem nur ehrenamtlich tätige Mitglieder die notwendigen unterschiedlichen Arbeiten ausführen.

Zur Linken auf dem Weg durch Fröndenberg vorbei an drei Hotels, die sich nicht nur Radlern auf dem Ruhrtalradweg zum Übernachten anbieten, und vom Minigolfplatz gelangt man zum Alten und Neuen Rathaus mit dem Touristenbüro. Der Bahnhof mit Verbindungen in alle vier Himmelsrichtungen liegt nahe an der selben Straße. Nach dem Gleisübergang kommt man zum Markt mit der alten Gaststätte „Zum Markgrafen“ im fein restaurierten Fachwerkbau. Vom Markt aus breitet sich Fröndenberg nach Westen und Osten aus, denn zum Norden hin steigt das Gelände steil an. Die Eulenstraße, Übungsstrecke von Radprofi Erik Zabel, teilt die bebauten Hügel, von deren Höhen man die

schönsten Ausblicke über das Ruhrtal hinweg bis ins Sauerland genießen kann. Dort oben liegen die zwei Golfplätze mit ihren empfehlenswerten Restaurants.

Im Ortskern, fußläufig zu erreichen, findet man alles, was man zum Leben braucht: Supermärkte, Ärzte, drei Apotheken, Geldinstitute, Therapeuten, Bäckereien, Schulen, Freibad, Alleé-Café als Seniorenbegegnungsstätte und mehrere Seniorenheime. Eine Vielzahl an Cafés, Eisdielen, Pizzerien, Restaurants, dazu Frisörsalons, Fitness-, Tattoo- und Fingernagel-Studios runden das Angebot ab. Optiker, Juwelier und ein Laden für Angelgerät fehlen nicht. Es gibt natürlich auch einen Drogeriemarkt, Poststelle, Getränke-, Schreibwaren-, Gardinen- und Computerladen, außerdem Versicherungs- und Reisebüros, Bekleidungsäden, Rechtsanwaltskanzleien, Handwerksbetriebe, Reiterhöfe, Gärtnereien und Blumenläden, Künstler, zwei historisch interessante Kirchen, viel Heimatgeschichte und großzügige Parkplätze. Nur ein Schuhgeschäft und ein Kino gibt es nicht. Viele Berufstätige arbeiten nicht im Ort und tragen viel von der durchaus hohen Kaufkraft der Bevölkerung in andere Städte.

Bei der Neuordnung des Kreises Unna wurden Fröndenberg einige kleine Gemeinden zugeschlagen, sodass die Einwohnerzahl auf über 21.000 stieg und die Stadt heute aus 14 beschaulichen Ortsteilen besteht, die sich auf 56 km² ausbreiten. Mehrere haben eigene Kirchen, Kirchenchöre, Organisten, die wunderbare Konzerte veranstalten. Auch die Schützen-, Sportvereine und Feuerwehren mit ihren zünftigen Festen sollen nicht vergessen werden.

Durch die Schließung mehrerer Industriebetriebe fehlen der Stadt bedeutende Summen an Steuereinnahmen. Daher ist die Stadt verschuldet und hat für verschönernde Maßnahmen, attraktive Gestaltung und Straßenerneuerungen kein Geld. Diese Situation hat ihr wohl den Ruf eingetragen, langweilig zu sein. Doch sie bietet ihren Bürgern nach wie

vor Weihnachts- und Frühlingsmarkt, Kirmes und Sommerfest. Ich kann feststellen: Es ist immer was los in Fröndenberg!

Ein besonderes Highlight aber sind seit drei Jahren die Blumenkunsttage. Ein Besuch lohnt sich für Jeden. Alle sind herzlich eingeladen. An über 60 Stellen in der Stadtmitte stehen vor Geschäften und Privathäusern üppig mit Blumen bepflanzte Behälter der lustigsten Art. Da dienen alte Zinkwannen, Gummistiefel, Fahrräder, ausgesägte Schreibtische, Waschbecken, hübsch bemalte Stühle und Ölfässer oder Zeitungen, die zu einem großen Beet arrangiert sind, als ausgefallene Blumentöpfe. Die alle gilt es zu entdecken und sich daran zu freuen, aber auch zu würdigen. Denn die Idee, auf diese Weise eine

Blumenstadt zu schaffen, hatten Brigitte Kern, die am Markt das Bücherparadies führt, und Bettina Sattelberger. Sie sitzt nebenan im Versicherungsbüro. Die Beiden sind auch fleißige Strickerinnen und überwinden mit gestrickten Bezügen das triste Grau von Metallrohren, die wie auch in anderen Städten zur Sicherung von Straßenrändern dienen. Als echte Bereicherung aber habe ich in diesem Jahr die handgeschriebenen Sprüche in bemalten Bilderrahmen bewundert, gut platziert und arrangiert an einem Zaun. Hier sind einige Beispiele.

Die Pläne für die Blumenkunsttage 2019 stehen schon fest. Wer möchte die verpassen?

Ausgewählte Sprüche, erschienen bei den Blumenkunsttagen



Weitere Sprüche

Viel mehr Zeit mit Glücklichkeit verplempern.

Sei Pippi, nicht Annika.

Man sollte viel öfter einen Mutausbruch haben.

Und immer wenn wir lachen, stirbt irgendwo ein Problem.

Wenn jemand dir sagt, das geht nicht, denke daran, es sind seine Grenzen, nicht deine.

Die Welt braucht mehr Räubertöchter und weniger Prinzessinnen.

Fotos: Ulrike Wehner

Nicht alle Jahre wieder Das Jubeljahr

- von Gisela Lehmann -



„Eine „Eins“ in Mathe schafft unser Sven alle Jubeljahre mal“, meint seine Mutter. – Für sie ein Grund zur Freude, ein Grund zum Jubeln.

Aber warum sagt man das so und meint: „sehr, sehr selten.“

Für den Klerus ist das Jubeljahr gleich dem Heiligen Jahr. Papst Bonifatius VIII dachte sich zum Jahreswechsel von 1299 zu 1300 etwas Besonderes aus. Er wollte seine Gläubigen überraschen und ihnen eine Freude bereiten. Das Jahr 1300 sollte ein Jahr der Freude und Vergebung werden. Der Papst verkündigte: Jeder Pilger, der im Heiligen Jahr seinen Weg nach Rom zum Petersdom findet, dem wird ein Ablass seiner Sünden gewährt. So hieß es, wer also 1300 nach Rom pilgerte, der müsste weniger Zeit im Fegefeuer verbringen. Und der Papst legte weiter fest: „Es sei die Kunde verbreitet, dass die Kirche von nun an alle 100 Jahre zur Freude der Geburt Christi einen Ablass gewähre. Ein Jahr der Versöhnung mit Gott und allen Menschen. Ein Jahr, das Jubeljahr genannt werden soll.“ Dazu hatte sich Bonifatius vom Alten Testament inspirieren lassen. Dort steht geschrieben, dass die Israeliten alle 50 Jahre ein Freilassungs- und Erlassjahr feiern. Genauer gesagt nach 7×7 Jahren, so schreibe es die Thora, das Gesetzbuch der Juden vor. Das bedeutete eine Revolution. – Es

war ein Jubeljahr für die Erde und die Menschen. Die Felder lagen brach und durften nicht bestellt werden. Schulden wurden erlassen. All jene, die unverschuldet in die Sklaverei geraten waren, wurden frei gelassen, und die, welche aus der Not heraus ihr Hab und Gut verkaufen mussten, denen gab man es zurück. Und das sollte

alle 50 Jahre geschehen. Wer nun tief im Dispo steckte, der fieberte diesem Jahr besonders entgegen. Silvester kam und ... eins, zwei, drei, endlich schuldenfrei! Mal ehrlich, wem würde das heute nicht gefallen? Aber so ist es schon lange nicht mehr. Falsches Jahrhundert? Anders als beim jüdischen Jubeljahr, geht es heute nur noch um die sogenannten Sündenstrafen. Diese werden den

katholischen Gläubigen während des Heiligen Jahres, wenn sie darum bitten und bestimmte Voraussetzungen erfüllen, vollständig vergeben.

Feuerwerk an Silvester, so wie wir es kennen, gab es nicht. Trotzdem ließ man es zum Empfang des Jubeljahres ordentlich krachen. Mit Blasen in ein Widderhorn wurde es begrüßt. Das geschah in Erinnerung an Abraham, der anstatt seines Sohnes Isaak dem Herrn einen Widder opfern durfte.

Das Jubeljahr hat einen hebräischen Ursprung. Namensgeber ist der Widder *Jobel*



– daraus wurde später „annus jobel“, das Jubeljahr.

Papst Urban VI war das nicht genug, er wollte noch öfter feiern. Jesus hatte 33 Jahre gelebt, ein Grund, alle 33 Jahre ein Jubeljahr einzufügen. Schließlich waren genau so viele Knöpfe an seiner Soutane.

Der spätere Papst Clemens VI fand die Idee vom Jubeljahr super, nur blöd, dass er auf das nächste Heilige Jahr so lange warten musste.

Darum setzte dann, im Jahr 1475, Papst Paul II für alle Zeit fest: Jedes 25. Jahr soll ein Jubeljahr sein. So kam jede Generation wenigstens einmal in den Genuss des Jubeljahres.



Das letzte Jubeljahr eröffnete Papst Paul Johannes im Jahr 2000.

Es begann am Abend des 31. Dezember 1999 und endete am 31. Dezember 2000.

Dazu klopfte er drei Mal gegen die symbolisch vermauerte Porta Santa, eine schmale Pforte. Durch sie gehen die Pilger singend und betend hindurch.

Ursprünglich aber sind Jubeljahre keine päpstliche Idee, sie sind noch nicht einmal katholisch. Jubeljahre gab es schon 1000 Jahre bevor Christus geboren wurde.

Und weil „annus jubilaus“ nur alle 25 Jahre kommt, sagt man, es passiert nur alle Jubeljahre. So selten wie Sven in Mathe eine Eins schreibt: eben alle Jubeljahre. 🌿

Zeichnungen: Andrea Irslinger



Hätten Sie es gewusst?

Kaffeesatz

- von Benigna Blaß -

Kaffeeprutt kann man vielseitig verwenden. Sind die Hände rau oder riechen sie nach dem Zwiebelschneiden (ohne Handschuhe), so nehmen Sie statt Seife Kaffeeprutt, reiben die Hände kräftig ein und spülen sie dann mit lauwarmem Wasser ab. Sie können spüren, wie weich und geruchlos Ihre Hände werden, denn der Prutt ist rau und enthält viel Fett. Im Garten eignet er sich besonders gut zur Düngung von Rosen, Kamelien und Rhododendron. 🌿

Foto: Benigna Blaß





Was steckt dahinter?

- von Klaus Busse -

Verantwortungsvolle Betrachter sehen sich immer wieder aufgefordert, die Frage nach den Hintergründen zu stellen. Gerade dann, wenn ein Bericht in den Medien scheinbar kritikbeladen vorgetragen wird, fragt der Bürger sich: *Was steckt dahinter?*

Neben dem Politischen weckt besonderes Interesse der immer schlagzeilenträchtige Fußball.

Wir leben in einer Zeit, in der der Fußballsport ein immerwährendes Interesse für sich beansprucht. Nachhaltig in Erinnerung bleibt die Fußball-Weltmeisterschaft in Russland. Im Kampf der Nationen mühten sich die Fernsehanstalten ab, die Aufmerksamkeit bei den Zuschauern zu gewinnen. Jeden Tag sahen Millionen Zuschauer am Bildschirm die Besten der Besten. Das Fußballfieber hatte im Sommer alle in seinen Bann gezogen. Ja, Fußball bedeutet Emotionen. Elektrisierte Menschen jubelten den Kickern in den Stadien und auf Großbildschirmen in den Städten zu. Es kann nur einen Sieger geben!

Die Last auf die Trainer der Mannschaften ist groß. Der Trainer ist so gut und so schlecht wie die Spieler. Wenn die Mannschaft verliert, ist er schuld, und wenn sie gewinnt, hat er hervorragend gearbeitet. Bertolt Brecht hatte sich einst so geäußert: „Der große Sport fängt da an, wo er längst aufgehört hat, gesund zu sein.“ Wie wahr. Das gilt allgemein und nicht nur für den Fußball. Wie in kaum einer anderen Sportart werden die Emotionen – und auch Enthemmtheit – in 90 Minuten ausgelebt. Jubelnde Zuschauer, oft auch aber enttäuschte, leben sie in unterschiedlicher Weise aus.

Es wird geschossen, was das Zeug hält. Am Ende wird einer sogar zum König erkoren – zum *Torschützenkönig* – und bekommt dafür eine Kanone, die *Torjägerkanone*, als Zugabe friedlich überreicht.

Neueste Erkenntnisse zeigen auf, dass beim Fußballspiel sogar Zärtlichkeiten entdeckt werden. Man sieht, wie die Spieler den Ball so mit den Füßen streicheln, dass er im Netz des Gegners landet! So äußerte sich einmal Pele, jener brasilianische Fußballgott vergangener Zeiten.

Wohlverstanden: Man gönnt den Menschen diesen Traum! Der Mann hinterm Schreibtisch, die Frau zwischen Arbeit und Familie möchten einmal Abstand nehmen und unbeschwert das Spiel im Stadion oder am Bildschirm miterleben.

Und dennoch: Wer profitiert davon, dass sich der arbeitende Mensch solchen Emotionen hingibt; sich ablenken lässt, um den Ärger am Arbeitsplatz zu vergessen?

Diese Fragen zu stellen, heißt sie zu beantworten: Die Fußballspieler, die Vereine und Verbände profitieren davon, sogar die Politiker – kurz alle jene Kräfte, die im Sport – insbesondere im Fußball – ein Ventil entdecken, um von den Missständen von unserem Gesellschaftsleben abzulenken. Das Fußballstadion – ein Ventil, um Aggressionen freizusetzen?

Ein kritischer Ansatz muss erlaubt sein. Eine Eigendynamik unter den Zuschauern hat sich herausgebildet. Sogenannte extreme Fanclubs erzwingen Verhandlungen mit der Vereinsführung, um ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen. Wer *steckt* dahinter? *Woher* kommen diesen Forderungen?



gen und *wohin* sollen diese führen? Ein Bundesligaklub ist heute bekanntlich ein Wirtschaftsunternehmen. Die Ablösesummen und der Neukauf von (Spitzen) Spielern sprengt nicht nur die Vorstellungskraft der Fans.

Es soll bewusst keinen allzu billigen Vereinfachungen das Wort geredet werden. Doch wenn dieser Artikel dazu beiträgt, kritisch die Fußball-Begegnungen zu betrachten, hat er seinen Zweck erreicht.

Übrigens: Das Spiel der Deutschen war in der Vorrunde bereits beendet. Die Selbstbeglückung in der Nachspielzeit wandelte sich schnell um in Traurigkeit. Das Sieger-Charisma war verflogen. Der Grund wurde schnell ausfindig gemacht: Es lag an der Körpersprache der Spieler. Das aber ist ein anderes Thema.

Quelle: Arge „Schöne Flöte“

Fotos: wikipedia.de, pexels.de, rike/pixelio.de





Erinnerungen an eine frühere Schulzeit

- von Brigitte Paschedag -

Sie trafen sich sechzig Jahre nach dem Abitur, das sie an der ehemaligen Annette von Droste-Hülshoff-Schule, dem städtischen Mädchengymnasium in Unna, abgelegt hatten und schwelgten – wie bei solchen Anlässen üblich – in Erinnerungen: Wisst ihr noch, damals unsere Fahrt nach Hülshoff und Rüschaus? – Wann war das noch? – Am Ende der Untersekunda. (So nannte man die zehnte Klasse damals). – Ach, ja! Eine der von weiter angereisten Klassenkameradinnen blieb noch ein paar Tage bei ihrer Freundin in Unna, und so beschlossen die beiden, sich an einem strahlend schönen Frühlingstag auf Spurensuche zu begeben.

Rüschaus

Nachdem sie sich mittags im Schlosshof von Hülshoff mit einem leckeren Mittagessen gestärkt hatten, fuhren sie zunächst zum Rüschaus, einem späteren Wohnsitz der Droste. Die Dame, die sie führte, erzählte anschaulich von der Geschichte des Hauses.

Das Rüschaus wurde von Konrad Schlaun, dem Erbauer des Schlosses in Münster und von Schloss Nordkirchen, zwischen 1745 und 1748 als sein Landsitz gebaut. Der schöne Renaissancebau stellt eine Synthese aus feudalem Adelssitz und bäuerlichem Anwesen dar.

1825 kaufte Clemens August II. von Droste zu Hülshoff das Anwesen, das etwa fünf Kilometer von seinem Stammsitz entfernt in Nienberge liegt. Nach seinem Tod zog seine Witwe Therese Louise mit ihren beiden Töchtern Annette und Jenny dort ein.

Annette berichtete in ihren Briefen begeistert von ihrem Schneckenhäuschen, ihrer Wohnung im Obergeschoss, in der sie mit ihrer Amme lebte. Mutter und Schwester

bewohnten einen anderen Teil des Hauses. Die adeligen Damen dürften den Weg vom Rüschaus zur Burg Hülshoff wohl häufiger bei Wind und Wetter zu Fuß zurückgelegt haben. Ein Wagen stand ihnen nicht zur Verfügung. Den hatte der älteste Sohn von Clemens August behalten, als er das Erbe antrat.

Im Rüschaus entstanden Balladen und Versepen, der Roman „Die Judenbuche“ und Teile der Gedichtsammlung „Das geistliche Jahr.“

Nach dem Tod der Mutter wurde das Haus zunächst von zwei unverheirateten Neffen bewohnt, die viele Erinnerungsstücke dorthin zurückbrachten, weil sie annahmen, dass das Haus zahlreiche Besucher anziehen würde. 1979 wurde das Haus an die Stadt Münster verkauft und gehört heute zur „Annette von Droste-Hülshoff-Stif-



tung“. Die Parkanlage ist für die Öffentlichkeit frei zugänglich.

Die hoch interessante Führung gibt Aufschluss über das Leben des Landadels im 18. Jahrhundert und insbesondere über das Leben der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

Burg Hülshoff

Die Burg Hülshoff entstand bereits im 11. Jahrhundert und war von 1417 bis 2012 Stammsitz der Freiherren Droste zu Hülshoff. Sie ist das Geburtshaus der Dichterin und steht in Roxel, das seit 1975 zur Gemeinde Havixbeck gehört.

Die typische Renaissanceanlage, die später durch barocke Elemente erweitert wurde, ist auf zwei Inseln errichtet, die von einer Gräfte umgeben und durch eine Brücke miteinander verbunden sind. Ursprünglich stand wohl auf einer der Inseln ein einzelnes Haus. Erst später wurde der Besitz durch An- und Umbauten und den Zukauf anderer Höfe erweitert. Zunächst war es nur der Landsitz der Familie von Deckenbrock, die sich nach ihrem er-

blichen Amt als Drost des Domkapitels in Münster „Droste“ nannten. Heinrich Johann I. (1540–1570) verlegte dann seinen Hauptwohnsitz auf die Burg, nachdem ihm das Pflaster in Münster während der Zeit der Wiedertäufer zu heiß geworden war. Er vergrößerte die Anlage und befestigte sie. Er legte auch große Teile des Parks an, der heute ebenfalls für Besucher frei zugänglich ist. Im Sommer locken Rhododendron und Hortensien viele Gäste an. Das Innere der Anlage wurde vom Gouverneur von Münster General Heinrich Johann (1735 – 1798) umgebaut. Der kleine Sommerpavillon, das sogenannte Teehäuschen, war ein Geschenk seines Bruders. Das sumpfige Gelände wurde vom Vater Annettes trockengelegt. Die letzte große Veränderung gab es im 19. Jahrhundert.

Die Burg wurde 2012 von der letzten Eigentümerin Freifrau Jutta von Droste zu Hülshoff ebenfalls an die Stiftung verkauft. Da der aus dem Jahre 1417 stammende Dachstuhl akut einsturzgefährdet war, wurden 2014 umfangreiche Sanierungsmaßnahmen durchgeführt. Im August 2018 soll das „Burg Hülshoff – Center for Literature“ eröffnet werden.



Das Innere kann besichtigt werden. Es gibt eine didaktisch hervorragend gemachte Audio-Führung, bei der sich jeder Gast selbst aussuchen kann, was er näher erläutern möchte.

Es gibt eine gepflegte Gaststätte, und bei schönem Wetter kann man sein Glas Wein – oder was man sonst möchte – unter alten Bäumen im Burghof einnehmen.

Beide Anlagen, sowohl Hülshoff als auch Rüschaus sind heute in einem hervorragenden Zustand. Ein Besuch lohnt sich auf jeden Fall. Fahren Sie doch auch mal hin!

Fotos: wikipedia.de: Watzmann, Günter Seggabäing



Opa klärt auf

Heute: Radtour mit der Enkelin

- von Christian Modrok -

Es sind Ferien. Christl kam schon morgens zu den Großeltern. Die Sonne lachte am Himmel. Ein schöner Tag sagte sich an. Nach dem gemeinsamen Frühstück fragte sie etwas schüchtern: „Opa, könnte ich heute mit dir die kleine Radrundfahrt machen, von der du schon oft erzählt hast? Du hast mir mal versprochen, dass, wenn meine Beine stark genug sind, ich einmal mitfahren darf. Und ich glaube, ich schaffe das jetzt.“ Ein kleines Lächeln huschte über das Gesicht des alten Herrn, erstaunt über das Selbstbewusstsein der Kleinen. „Na gut“, sagte er mit leichtem Zweifel. „Versuchen wir’s mal.“ Er holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Keller und Oma packte ein paar Butterbrote ein. Christl schaute etwas verwundert zu, denn sie hatte noch nie beobachtet, dass Opa etwas Proviant mitgenommen hatte, sagte

aber nichts. Am Hof prüfte der Opa den Reifendruck. Er erklärte auch, dass ein gut aufgepumpter Reifen einen geringeren Rollwiderstand hat, und das merkte man bei längeren Fahrten in den Beinen.

Gut gerüstet und frohen Mutes bestiegen beide ihre Drahtesel. Zuerst ging es in den Bornekamp zum Ententeich. Hier machten sie die erste kurze Pause, und Christl erinnerte sich an frühere Spaziergänge mit den Eltern, und dass sie Spaß am Entenfüttern hatte. Dann kam die erste Steigung zum zweiten Teich, Christl meisterte sie mit Bravour. Der Weg führte am zweiten Teich entlang zur Autobahnunterführung und weiter zur Gaststätte „Beo“. Dann kam die nächste Steigung. Auch diese meisterte die Kleine ohne zu stöhnen. Oben angekommen lenkte der alte Herr ihre Aufmerksamkeit auf sieben Metallsäulen, den so ge-



nannten Siebenklang. Bei stärkerem Wind gibt jede der Säulen einen anderen Klang von sich. Leider war Windstille. Weiter ging es am Kortelbach entlang durch das Bornekamptal. Am Ende des Tales machten sie Rast auf einer Bank. Zuerst rief Opa die Oma von seinem Handy an und meldete, dass er gut mit der Kleinen an der Stelle angekommen war, an der die beiden Senioren früher öfter rasteten. Oma war beruhigt. Dann zog der Großvater die Butterbrote aus der Tasche. In diesem Moment verstand die Enkelin die Fürsorge der Großmutter. An frischer Luft, nach den kleinen Anstrengungen, schmeckte es doppelt so gut. Dabei fiel Christl auf, dass der Großvater ein kleines, rotes Päckchen in der Tasche hatte. Auf die Frage, was das wäre, zeigte er ihr eine kleine Reiseapotheke. Er öffnete sie und zeigte ihr: Wundspray, Wundpflaster, Mullbinde, Mullkompressen, eine kleine Schere, Leukoplast, einen Mininotizblock, Kugelschreiber und eine Liste der Medikamente, die er zurzeit einnimmt. Sie fragte, ob er das schon mal gebraucht hätte. Er sagte nur, für sich selber noch nicht. Aber die Wunden eines verunglückten Radfahrers hatte er schon mal so versorgt, dass dieser selbst nach Hause fahren konnte. Christl blieb ernst und atmete tief durch. Nach dieser kurzen, belehren-

den Einlage heiterte der Großvater diesen Moment mit ein paar Süßigkeiten aus seiner Fahrradtasche auf, und sie fuhren weiter. Der Weg führte durch Billmerich. Als sie weiter durch den Ort fuhren, sagte



Christl plötzlich: „Opa, ich glaube, wir kommen an unserer Schule vorbei!“ Tatsächlich erkannte sie die Gegend schon von weitem, ohne dass sie vorher darauf aufmerksam gemacht worden war. Opa sagte nur: „So sieht deine Schule in den Ferien aus.“ Noch einmal hatte Christl eine nicht geringe Anstrengung zu bewältigen. Der Weg führte nämlich von Billmerich über den Ostenberg nach Unna. Von hier aus bewunderte sie die Windräder aus einer geringeren Entfernung, als sie sonst von Unna aus zu sehen sind. Dann war es nicht mehr weit nach Hause. Bei der Großmutter angekommen, sagte sie mit Begeisterung: „Oma, das war eine schöne Fahrt. Deine Butterbrote haben geschmeckt. Und auf den Opa kann man sich verlassen.“



Nie wieder Krieg!

- von Bärbel Beutner -



Vor 400 Jahren brach der Dreißigjährige Krieg aus, ein Religionskrieg, der Deutschland und Europa verheerte. Zuvor hatte es in Europa, eine fast sechzigjährig Friedensperiode gegeben, weil mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) die religiösen Konflikte beendet schienen. Der Westfälische Friede von 1648 „beendete das Zeitalter der Konfessionskriege“, schreibt der Brockhaus. „Zum ewigen Frieden“ heißt die Schrift des Philosophen Immanuel Kant (1724–1804), die 1795 erschien, als kleines Reclam-Heftchen, heute preiswert zu erstehen. 120 Jahre später tobte der 1. Weltkrieg in ganz Europa mit unvorstellbaren Menschenopfern. Sein Ende 1918 jährt sich nun zum hundertsten Male. Im 2. Weltkrieg verloren Millionen Menschen ihr Leben, und heute sind wir ständig mit Bildern aus Kriegsgebieten konfrontiert.

Dass ein „ewiger Friede“ wohl kaum jemals eintreten wird, dessen war sich auch der große Kant bewusst. Ja, er griff seinen Kritikern sogar vor, indem er sich selbst einen „Träumer“ nannte. Aber die Sehnsucht nach dem Frieden bleibt.

So wird seit 1957 der 1. September in Deutschland als „Antikriegstag“ begangen. An den Beginn des 2. Weltkrieges 1939 erinnerte die damalige Sowjetische Besatzungszone 1946, indem die Behörden den 1. September zum „Weltfriedenstag der Jugend“ ausriefen. In Westdeutschland setzten

sich besonders die Gewerkschaften für einen Gedenktag gegen Krieg und Gewalt ein. Unter dem Motto „Nie wieder Krieg“ habe der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) erstmals am 1. September 1957 zu Aktionen für den Frieden aufgerufen, steht bei Wikipedia. IG Metall und ÖTV (Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, Transport und Verkehr – heute ver.di) bestärkten dieses Engagement 1966 noch durch einen Antrag beim 7. DGB-Bundeskongress: ein Tag des Bekenntnisses für den Frieden und gegen den Krieg soll der 1. September sein. Das Motto „Nie wieder Krieg“ wurde aber nicht erst nach 1945 ausgegeben. Die gebürtige Königsbergerin Käthe Kollwitz (1867–1945), Malerin, Graphikerin und Bildhauerin, schuf 1924 ein Plakat mit dem

Aufruf „Nie wieder Krieg“. Ihr Sohn war im 1. Weltkrieg gefallen. Die Mutter musste noch einen weiteren Weltkrieg erleben, als habe ihr Appell nichts genützt.

Doch ihre beeindruckende Graphik blieb nicht wirkungslos, wie die vielen engagierten Menschen und Organisationen beweisen. Sie alle handeln nach den Worten Kants: „Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden.“ Und das ist das Recht auf Leben und Unversehrtheit.



Plakat von Käthe Kollwitz.
Mitteldeutscher Jugendtag, Leipzig 2.-4. August 1924
Die Blauen Bücher, Fritz Schmalenbach,
Käthe Kollwitz, Königstein im Taunus 1975, S. 61



Ein wenig Poesie schadet nie

Herbsttag

Rainer Maria Rilke 1875-1926

- ausgewählt von Ingrid Faust -

Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten, voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.



Im diesjährigen ewigen Sonnensommer ha-
ben wir gern den Schatten gesucht und um
Schatten gebeten. Gärtner und Bauern fleh-
ten um Regen, sie fürchten um ihre Ernte.
Und, sind wir bereit auf die kühlen, feuch-
ten Herbsttage?

Fotos: Franz Wiemann, Andrea Irslinger



Wo ist die Teppichstange geblieben?

- von Ingrid Faust -

Teppichstangen, aus Holz oder auch Metall
gefertigte torähnliche Rahmen, gehörten
früher zu jedem Wohn- und Siedlungshaus.
Das Ausklopfen mit dem Teppichklopf-
er, der über die Teppichstange gehängten Tep-
piche, war tägliches Geräusch. Für große
Kinder war die Teppichstange ein Turnge-
rät. Manchmal wurde auch eine Schaukel
aufgehängt.

Dem Teppichklopfen folgte die Teppich-
kehrmaschine und dann der Staubsauger.
Unsere Erinnerungen wollen wir nicht unter
den Teppich kehren.

Foto: Andrea Irslinger



Die Ess-Kastanie

- von Benigna Blaß -



Ein interessanter Wanderweg führt durch den Pfälzer-Wald. Die 60 Kilometer lange Strecke geht von Hauenstein bis nach Neustadt an der Weinstraße.

Er wird auch „Keschdeweg“ genannt, denn die meisten Bäume des Waldes sind Ess-Kastanien. Sie lesen richtig, der Baum Ess-Kastanie wird mit Bindestrich geschrieben, die Rosskastanie ohne. Beide Bäume sind auch nicht miteinander verwandt. Die Rosskastanien zählen zu den Seifenbäumen – die Ess-Kastanien (oder Edelkastanien) zu den Buchengewächsen. Sie sind ganz besondere Bäume, die von den Griechen veredelt wurden und im Mittelmeerraum wuchsen. Die Römer brachten sie zusammen mit den Weinstöcken nach Südwestdeutschland. Die Bäume mit ihren weit ausladenden runden Kronen können bis zu 30 Meter hoch wachsen. Und ein Alter von 500 Jahren ist keine Seltenheit. Sie haben starke Pfahlwurzeln, die dem Sturm standhalten, und wachsen langsam. Erst nach 25–30 Jahren beginnen die Bäume zu blühen, dann zieht ein ganz besonderer, eigenartiger (fast unangenehmer) Duft durch den Wald. Schaut man sie sich an, so erkennt man viele männliche, lange, gelblichweiße Kätzchenblütenstände. Erst 1½ Wochen später erscheinen die kleinen unscheinbaren weiblichen Blüten

an der Basis dieser Blütenstände. Nach der Bestäubung wachsen und reifen in einer stacheligen Fruchtschale zwei Kastanien. Sie sehen denen der Rosskastanie ähnlich, sind aber kleiner und haben eine seidig behaarte Spitze.

Castagno dei cento Cavalli (Kastanie der hundert Pferde), dieser Baum steht auf Sizilien und wird auf 2000 Jahre geschätzt.

Ab Oktober fallen die Früchte herunter, platzen auf und geben die mahagonibraunen, glänzenden Kastanien frei. Da sie essbar, sehr gehaltvoll und schmackhaft sind, werden sie gesammelt. Ein ausgewachsener Baum bringt 150–200 kg Früchte.



Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb der Botaniker Jacques Daléchamps aus Lyon:

„Die Kastanie ist das Dessert für die Tafel der Reichen sowie das Fleisch und das Brot für die Armen.“ Bei uns sind sie weniger üblich, doch in Süddeutschland werden häufig Ess-Kastanien als Bratenfüllung verwendet, für Süßspeisen zubereitet, und im herbstlichen Saumagen dürfen sie nicht fehlen. Sie sind fettarm, haben dafür einen hohen Gehalt an Zucker, Kohlehydraten und Stärke. Getrocknet lassen sich die Früchte gut zu Mehl malen. Da es glutenfrei ist, wird es bestimmt bald für Allergiker verwendet werden.

In der Pfalz wird sogar ein besonderer Kastanienlikör hergestellt.

Das Holz hat einen warmen goldbraunen Farbton, ist sehr stabil, leicht zu bearbeiten und biegsam, sodass manch ein Möbelstück daraus gefertigt wird. Da es witterungsbeständig ist, wurden daraus nicht nur Rebpfähle für die Winzer, sondern auch Lawenschutzzäune hergestellt. Für den Hausbau war das Holz besonders begehrt. Wein- und Likörfässer wurden gefertigt. Nicht nur das Holz, sondern besonders die Rinde hat einen hohen Gehalt an Gerbsäure, daraus wurde die Gerberlohe gewonnen.



In der heutigen Zeit werden die Bäume veredelt. Zum Beispiel gibt es in Frankreich über 700 Sorten, die in Größe und Geschmack sehr unterschiedlich sind.

Auch auf unseren Weihnachtsmärkten werden warme Ess-Kastanien angeboten. Man nennt sie Maroni. Sie sind größer als die Pfälzer (Keschde) und kommen unter anderem aus Frankreich, Spanien und Italien. Auch zu Hause kann man schmackhafte Ess-Kastanien zubereiten:

- 1 kg Ess-Kastanien,
- 2 Esslöffel Butter,
- 1 Zweig Rosmarin.

Die Kastanien 3 cm lang und 2–3 cm tief einschneiden, sie dann auf einem Backblech verteilen und im Backofen bei 200 Grad 10 Minuten rösten, Butter schmelzen lassen, Rosmarinzweige hineingeben, dann die Kastanien mit der Butter bestreichen und nochmals 10–15 Minuten fertig rösten.

Wie alt die Edelkastanien sind, sieht man daran, dass schon Homer, Vergil, Ovid und Hippokrates sie erwähnt haben. Das Sprichwort: Die Kastanien aus dem Feuer zu holen bedeutet, jemandem eine unangenehme Aufgabe abzunehmen oder ihm aus einer heiklen Situation herauszuhelfen.

Bei J. W. von Goethe spricht Faust zu Mephistopheles: „Behandelst mich, daß ich wie jene Katze, dir die Kastanien aus den Gluten kratze“. Auch der Dichter Jean de la Fontaine hat eine Fabel geschrieben, in der ein Affe eine Katze überredet, für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. In Hermann Hesses „Narziss und Goldmund“ gilt der Baum vor allem den empfindsamen Menschen als Projektionsfläche.

Die **Ess-Kastanie** wurde zum **Baum des Jahres 2018** gewählt, der an die Schönheit der Natur erinnern soll, praktisch und vielseitig ist und dessen Früchte kulinarisch wertvoll sind.

Foto: wikipedia.de: Darkone, Benjamin Gimmel



Die Höhle von Lascaux

- von Franz-Josef Wiemann -

Wer einmal eine Reise tut, hat viel zu erzählen. So lautet ein alter Spruch. Von zahlreichen neuen Eindrücken der Dordogne (Frankreich) könnte ich berichten, denn dies war nun - im Frühsommer des Jahres – bereits meine dritte Reise in diese wunderschöne Gegend. Ausgesuchtes Ziel war für uns dieses Mal, meine Frau inbegriffen, die neu gestaltete Höhle Lascaux IV zu besichtigen, die erst im vergangenen Jahr (wieder-) eröffnet worden ist. Die Karstlandschaft des Perigord, worin die Flusslandschaft von Dordogne und ihrem Nebenfluss Vézère eingebettet ist, bietet nämlich so allerlei Höhlen, Grotten und Tropfsteinhöhlen. Dem Touristen wird es nie langweilig, denn man kann sich dort auch sportlich mit Wandern, Radfahren, Kanufahren und Paddeln ganz schön die Zeit vertreiben. Von der Besichtigung prächtiger Burgen, Schlösser und Landschaftsgärten ganz zu schweigen.

Aber zurück zur Höhle von Lascaux in Montignac, die erst vor 78 Jahren entdeckt worden ist und durch seine wertvollen Höhlenmalereien auf Felsgestein weltweite Aufmerksamkeit erregt hat. Ganz ähnlich wie die Dechenhöhle im Grüner Tal bei Letmathe, die zufällig von Eisenbahnarbeitern im Jahr 1868 entdeckt wurde, spielte auch hier der Zufall eine Rolle. Es ist dem Umstand zu verdanken, dass am 12. September 1940 der in Montignac ansässige 18-jährige Marcel Ravidat nach seinem im Wald verschwundenen Hund suchte. Zusammen mit drei Freunden gingen sie erneut hinaus, riefen nach ihm und, siehe da: Sie hatten den Zugang zu einer Höhle entdeckt: die berühmte Höhle von Lascaux. Dieser Zugang lässt sich allerdings nicht als reine Doline erklären, wie die Geologen in ihrer Fachsprache solche Erdlöcher im karstigen Gebirge bezeichnen. Hier war einfach ein Jahrtausendealter Zugang zur Höhle versperrt gewesen, verursacht entweder durch Erosion, herabstürzendes Felsgestein oder auch nur durch einen umgestürz-

ten Baum. Es waren die so genannten Cro-Magnon Menschen, eine eurasische Gattung des *homo sapiens*, die vor ca. 15- bis 17-tausend Jahren hier, ähnlich wie auch in Spanien und Nordafrika, ihre Spuren hinterlassen haben. Die weltberühmt gewordenen Felshöhlenzeichnungen mit fast ausschließlicher Darstellung von wilden Tieren lassen sich auf genau diesen Zeitraum datieren. Viel wurde seither spekuliert und geforscht, welchen Zwecken die Malereien in gerade dieser Höhle gedient haben könnten. Man weiß, dass solche bemalten Höhlen, von denen es im Vézère-Tal gleich mehrere gibt, nicht als Wohn- oder Schlafstätten gedient haben: Derart ausgemalte Höhlen waren eher Kulträume.



Die Zeichnungen werden den Jägern zugeschrieben, die sich ein Abbild der Wildtiere verschafften, die sie tagsüber gejagt haben. So kann man Abbildungen von Bisons, Stieren, Rehwild und Wildpferden erkennen. Die vorherrschenden Naturfarben, überwiegend aus Eisenoxid gewonnen, sind ockerfarben und schwarz. Das Außergewöhnliche an dieser prähistorischen Höhle waren neben den verblüffenden Proportionen der dargestellten Tiere auch ihre Darstellungen, teilweise im Bewegungsablauf, und in Teilen bis zur vollen Lebensgröße. Als Picasso kurz nach dem Krieg diese Höhle betrat, soll er seine volle

Begeisterung über den Grad der Abstraktheit dieser Malereien in dem Satz: „Wir haben nichts Neues gelernt“ ausgedrückt haben.

Die ursprüngliche Höhle von Lascaux wurde nur fünf Jahre nach ihrer Freigabe 1955 für Besucher im Jahr 1963 schon wieder geschlossen. Der Grund: menschliche Ausdünstungen (Schweiß) und die Ausatmung von zu viel Kohlendioxid hatten einen



schädlichen Pilz entstehen lassen, der den Malereien arg zusetzte. In einem ursprünglichen Nachbau dieser Höhle, Lascaux II genannt, konnte man bis etwa vor drei Jahren Kopien dieser Zeichnungen bewundern. Jedoch verblassten auch die ziemlich schnell. Der Stand der Forschung hatte zu neuen Erkenntnissen geführt. Erst im vorigen Jahr wurde ein weiterer Nachbau, Lascaux IV genannt, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diese neue Replik hat zwar über 60 Millionen Euro gekostet, dafür erschließen sich jetzt dem Besucher ganz verblüffende Dinge. Über 25 Künstler haben mehr als drei Jahre in einem Atelier an der Reproduktion der Tierbilder gearbeitet. Es wurde millimetergenau gemalt und graviert auf Felsimitationen aus Stahl und Acrylharz. Alles basiert auf einem 3-D-Modell, wobei man den Boden, die Decke und Wände der Originalhöhle, nur 500 m entfernt vom jetzigen Museum, eingescannt hat. Es entstanden sehr farbgetreu gestaltete Kopien der Malereien. Man hat es verstanden, die Zusammensetzung der

ursprünglich genutzten Farben zu erforschen und wieder aufzutragen. Bei einer Führung, ob nun deutsch- oder französisch-sprachig, gewinnt man den Eindruck, als bewege man sich unter der Erde. Fotografieren ist natürlich strikt verboten. Dies ist erst wieder erlaubt in einem weiteren Teil des Museumskomplexes, dem eben genannten Atelier. Dort werden dieselben Darstellungen der Tiere nach neuesten Erkenntnissen dokumentiert und fachgerecht kommentiert. Tiere werden bestimmten Gruppen zugeordnet. Dem Betrachter erschließen sich in Lasertechnik erzeugte ursprüngliche Linien und Ausmalungen, die eigentlich mit dem bloßen Auge gar nicht mehr wahrgenommen werden können. So gelang es zum Beispiel in manchen Darstellungen für den Betrachter, den Bewegungsablauf der Tiere zu verdeutlichen. Es handelt sich um eine didaktisch sehr wertvolle Bereicherung, die einen erneuten Besuch des Museums umso attraktiver macht.

Nur zum Vergleich: Was sich in Unna in jüngster Zeit an Höhlen aufgetan hat, ursächlich zurückzuführen auf Erdarbeiten am Osterring, birgt nicht so viel Erzählstoff, wie die Entdeckung der Höhle von Lascaux. Man fand in Unna zwar irgendwann in den 60-er Jahren einen mittelalterlichen Münzschatz, dessen Kostbarkeit und Bedeutung hier nicht geringschätzig gemacht werden soll, aber diese oben beschriebenen Felsmalereien sind unschlagbar hoch anzusiedeln.

Anregender Lesestoff mit Beschreibung der Gegend wird in dem – eigentlich als Krimi angelegten – Buch „Schatten an der Wand“ (Diogenes Verlag) von Martin Walker geboten. Blicke noch zu berichten, welche schöne und abwechslungsreiche Region für Urlauber das Perigord im Südwesten Frankreichs ist. Hierin bettet sich die Flusslandschaft der Vézère und der Dordogne ein, wo kulturhistorisch so viel zusammenkommt, wie in kaum einer anderen Region Frankreichs. Packen Sie die Koffer! Nichts wie hin, in eine zauberhafte Garten- und Kulturlandschaft.

Fotos: Franz Wiemann



Ahnenforschung

- von Klaus Thorwarth -

Es erstaunt immer wieder, wie wenig die meisten Menschen von ihren Vorfahren wissen.

Fragen Sie mal nach: Kaum jemand kennt die Geburtsnamen seiner vier Großeltern und kann sagen, welchen Beruf sie ausübten und woher sie kamen.

Natürlich endet die Reihe der Vorfahren nicht mit den Großeltern. Mit jeder Generation, für die man etwa einen mittleren Abstand von 30 Jahren ansetzt, verdoppelt sich die Zahl unserer Ahnen unglaublich.

- Vor 90 Jahren hatten wir bereits 8 Vorfahren,
- vor 180 Jahren waren es 32,
- vor 300 Jahren 512,
- vor 600 Jahren 524 288.
- Und vor 800 Jahren schon über 1 Million!

Prüfen Sie das gern mal mit einem Taschenrechner nach...

Vor mehr als 800 Jahren schrieb man das Jahr 1200. Damals entstanden unsere Familiennamen. Sie wurden über den Vaternamen von Generation zu Generation bis auf uns heute übertragen. Von den Genen unseres Namensgebers tragen wir also nur Spuren in uns.

Natürlich gab es viele Vorfahren-Pyramiden, die sich auch überlappen. Denn früher gab es noch nicht so viele Menschen

wie heute. Folglich haben wir viel mehr Verwandte als wir uns klarmachen. Man kann daher feststellen: Wir sind alle miteinander verwandt.

Geht man auf den Spuren der Vorfahren noch weiter zurück, erfährt man Erstaunliches: Vor Jahrtausenden waren unsere Vorfahren noch nicht sesshaft. Sie lebten als Nomaden, Sammler und Jäger. Je angepasster

ein Mensch war, umso besser überlebte er. Die entscheidenden Veranlagungen verfestigten sich in den Genen.

Auffällige Triebe wurden von Generation zu Generation weiter gegeben. So erklärt sich noch bei den heutigen Menschen der Wander-, der Sammel- und der Jagdtrieb.

Früher nahm man an, dass wir alle von dem hier beheimateten Neandertaler abstammen. Doch die moderne Forschung hat analysiert, dass von diesen Vorfahren jeder von uns höchstens 4 % in den Genen gespeichert hat. Die anderen Gene stammen von einem anderen Zweig der Menschheit, dem „homo sapiens“.

Und noch etwas hat die Wissenschaft festgestellt: Unsere frühesten Vorfahren stammen aus Afrika. Sie wanderten nach Norden in alle Teile der Welt.



Sie waren dunkelhäutig wie die heutigen Bewohner Afrikas. Die weiße Hautfarbe entstand – bedingt durch die anderen Lichtverhältnisse – erst vor 4.500 Jahren.

Von diesen dunkelhäutigen Migranten aus Afrika stammen wir alle ab!

Man kann also auch hier folgern: Es ist alles schon mal dagewesen...





Singt mal wieder!

- von Ulrike Wehner -

Cantate! So heißt der Titel eines Liederbuches von 1924, gedruckt vom Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh. Ich habe das Büchlein im Nachlass meiner Tante vor vielen Jahren gefunden und wollte es als Andenken aufbewahren. Letztens fiel es mir wieder in die Hände. Es wirkt alt und abgegriffen, so dass ich es im Altpapier entsorgen wollte. Doch ich habe es noch einmal aufgeklappt, und als ich das Vorwort gelesen habe, kam ich zu der Erkenntnis, dass es zum „Wegschmeißen“ zu schade ist.

Das Buch ist ein Exemplar der 26. Auflage. Es enthält „Mehrstimmige Lieder für Frauenchor“ und ist gedacht „zum Gebrauch in Schulen sowie in Jungfrauenvereinen.“ Herausgegeben wurde es von „Joh. Kuhlo, Pastor an der Westf. Diakonen-Anstalt Nazareth in Bethel“. Ostern 1920 datiert er sein Vorwort mit der Überschrift „Beachtenswert“. Schon daran erkennt man sein besonderes Anliegen für gute Chorarbeit. In sechs Punkten legt er seine Vorstellungen dar. Hier ist ein kleiner Auszug davon:

Unter Nr. 2 schreibt er: *„Keinem Volk der Erde hat Gott einen solchen Schatz von schönen und tiefgründigen Melodien anvertraut, als dem deutschen, vor allem in seinem geistlichen und weltlichen Volkslied. Drum gilt's, das Sondergut auch sonderlich zu pflegen. Das ist auch die Meinung des Stoßseufzers im „Korrespondenzblatt des Ev. Kirchengesangsvereins für Deutschland. 'Wer erlöst uns vom Motetten-Elend des 19. Jahrhunderts!' Drum sei es hier wie schon vor Jahren betont: Die Vorliebe vieler Chöre für Motetten und dergl. ist nicht berechtigt. Man denke nur an die Matthäuspassion von J. S. Bach, vielleicht das herrlichste Tongebilde aller Zeiten. Was bildet dort jedes Mal einen Höhepunkt und ragt wie ein Dom empor über das Häusermeer der Stadt? Der Choral, dieses Volkslied in höchster Vollendung. Motetten, deren Text vom Hörer selten verstanden wird, können aus diesem Grunde nur Stimmungen auslösen, die Choräle mit ihren bekannten Texten dagegen Willensent-*

schlüsse. Darum sollten die Chöre möglichst viel schöne Choräle einüben und zur Erbauung vortragen. Die Hörer sollen doch nicht den Sängern dienen, sondern umgekehrt.“

Unter Nr. 3 lese ich: *„Die Tonhöhe muß der Dirigent seinem Stimm-Material entsprechend bestimmen, sobald dieselbe nicht durch Abwechslung mit dem Gemeindegesang festgelegt ist“.*

Unter Nr. 4 steht: *„Bei Zählung sämtlicher Stücke sind es jetzt 544 Nummern, darunter 200 Volksweisen. Der Raum ist aufs äußerste ausgenutzt, und wird es schwerlich ein Singbuch geben, welches auf gleichem Raum so viele Stücke bietet; infolgedessen ist Cantate das verhältnismäßig billigste Singbuch für Frauen- oder Knabenchöre.“*

Die Anmerkung unter Nr. 5 fand ich besonders interessant: *„Daß in Cantaten so schöne Tonsätze enthalten sind, ist folgendem Umstand zuzuschreiben: Sobald der Verfasser mit einem seiner Tonsätze noch nicht voll zufrieden ist, darf er zu dem echten Bachianer, Herrn Prof. Lamping in Bielefeld gehen; so bringt dann dieser Altmeister mit einigen genialen Verbesserungen alles in schönsten Schwung und Klang. Herzlichen Dank schulden wir ihm dafür.“*

Mir scheint, Joh. Kuhlo war nicht nur ein Meister der Musik, sondern auch ein Kenner von public relations. Zu hoch gegriffen hat er in seiner Beschreibung des Liederbüchleins aber nicht, denn seine Ausführungen können durchaus heute noch gelten. Er bietet wirklich ein breites Liedangebot zu allen Gelegenheiten, wenn man gerne singen möchte. Viele der Lieder kenne ich und habe die Melodien auf dem Klavier nachgespielt. Seine Arrangements klingen wirklich wunderschön. In Zukunft werde ich öfter in meinem Erbstück blättern.

Foto: Ulrike Wehner



65 – Wie geht es weiter?

- von Anne Nühm -

„Frohes neues Jahr.“ „Vielen Dank. Das wünsche ich Ihnen auch.“ „Und Sie werden uns in diesem Jahr verlassen?“ „Wie bitte?“ „Ja, ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber erreichen Sie in diesem Jahr nicht Ihre Regelaltersgrenze?“ „Das schon, aber ich möchte weiter arbeiten.“ „Das ist ja interessant. Sind Ihre Vorgesetzten schon darüber informiert?“ „Nein“. „Dann bin ich ja mal gespannt, wie sich die Sache weiterentwickeln wird.“ Ich, aufhören zu arbeiten? Nein, auf keinen Fall. Nach einer 12-jährigen Familienphase habe ich zunächst als Aushilfe gearbeitet, eine Umschulungsmaßnahme mitgemacht und insgesamt 18 Jahre gebraucht, um den Arbeitsplatz einzunehmen, den ich jetzt wieder abgeben soll? NEIN.

Die Monate vergingen. Immer wieder unternahmen Kollegen und Kolleginnen Versuche, „etwas“ zu erfahren. Der Druck erhöhte sich. Bei einer kurz angesetzten Teambesprechung setzte ich den Spekulationen ein Ende: „Ja, es ist richtig. Ich bin jetzt 65 Jahre alt, könnte meine Rente beantragen, möchte dies aber nicht. Ich werde weitermachen.“ Amüsiertes Gelächter. Nach Abschluss der Besprechung kam der Sachbearbeiter auf mich zu. „Ich rate Ihnen, den Dingen nicht einfach ihren Lauf zu lassen. Stellen Sie einen Antrag auf Verlängerung der Regelarbeitszeit.“ Dankbar für diesen Rat, setzte ich einen entsprechenden Text auf und reichte diesen auf dem Dienstweg bei der übergeordneten Behörde ein. Auf dem Dienstweg heißt, mein

Antrag wurde von Abteilung zu Abteilung gereicht und von dem jeweiligen Vorgesetzten bewilligend unterschrieben. So unterstützt und in meiner inneren Haltung bestärkt, sah ich ganz gelassen der Entscheidung über die Verlängerung meiner Berufstätigkeit entgegen. Die Informationen aus den Medien bekräftigten mich in der Auffassung, dass es Sinn macht, dem Arbeits-

markt auch über die Regelaltersgrenze hinaus zur Verfügung zu stehen. Selbst Politiker sehen einen Sinn darin, das Potenzial erfahrener und vor allem motivierter Kräfte weiter zu nutzen.

Die schwierige Personalsituation an meiner Dienststelle ließ eigentlich gar keine andere Möglichkeit als die einer Weiterbeschäftigung zu. Und trotzdem... Im September kam der niederschmetternde Bescheid: „... Ihrem Anliegen kann leider nicht entsprochen werden“. Mein Arbeitsplatz hatte eine sog. KW-Stelle ausgemacht; KW im Sinne von „künftiger Wegfall“. Übersetzt heißt das in der Umgangssprache, dass für mich keine Neuanstellung erfolgen wird.

Nicht immer gelingt es mir, diese Situation sachlich zu sehen. In meinem Inneren ist dieses KW ganz anders angekommen, nicht als „künftiger Wegfall“, sondern als „kann weg“. Ich bin zu alt, werde nicht mehr gebraucht und bin überflüssig geworden.

Dieses Gefühl des Nicht-mehr-erwünscht-Seins kannte ich bereits schon. Vor einigen Jahren stellte mein heutiger Exmann fest, dass ich nach 22 Jahren Ehe doch nicht die Richtige sei. Und auch das immer besonde-



re Verhältnis zu den Kindern entwickelte sich in die Richtung, dass ein Rückzug sinnvoll wurde. Sie waren auf ein selbstbestimmtes Leben vorbereitet worden. Es war ihr Recht und sie sollten davon auch ohne die Mutter regen Gebrauch machen. Meine Freundinnen sind entweder noch im Berufsleben tätig oder leben in Beziehungen bzw. Familienverbänden. Dadurch sind sie an häusliche Verpflichtungen oder an einen anderen Lebensrhythmus gebunden.

Von Kindertagen an wird unser Leben geplant, geordnet, geregelt und bestimmt: die Kindergarten- und Schulzeit, die Ausbildung, das Berufsleben, die unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens, alles unterliegt einer bestimmten Gesetzmäßigkeit. Aber dann! Ab einem bestimmten Alter, in der Regel mit 65 Jahren, ist der Schritt in die Bedeutungslosigkeit zu ma-

chen. Immer Zeit zu haben, Freiheit pur genießen zu können, ist in den Köpfen der meisten Mitmenschen der Inbegriff des angestrebten Glücks. Aber nicht bei jedem. Es gibt auch die Kehrseite der Medaille. Früher bin ich regelmäßig zur Vorsorgeuntersuchung eingeladen worden. Auch wenn ich jedes Mal die Zeit investiert und mich über den jeweiligen Negativbescheid gefreut habe, war es mir trotzdem oft ein notwendiges Übel, den Aufwand zu betreiben. Heute scheint es niemanden mehr zu interessieren, ob ich gesund bin oder nicht. Ich habe eine Grenze überschritten, die Grenze der Bedeutungslosigkeit. Ich bin jetzt total auf mich allein gestellt. Wird es mir gelingen, mir selbst zu genügen?

Ein kleiner Trost – jetzt bin ich beim *Herbst-Blatt*.

Fotos: Andrea Irlinger, Hostadt



Es grüßt das Redaktionsteam!

Wir sind Top- Gas- und Strom-Versorger!

Ausgezeichnet von:



Ausgabe 6/2016 und 49/2017

Und was dürfen wir sonst noch für Sie tun?

www.stadtwerke-unna.de



DR. COEN'S RING APOTHEKE und APOTHEKE BERLINER ALLEE



**Dr. Coen's
Apotheken:**

**40 kluge Köpfe
kümmern
sich um Ihre
Gesundheit!**

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616

UKBS übergab ihr „Erfolgsmodell“ für das Mehr-Generationen-Wohnen

Festliche Stimmung herrschte kürzlich auf dem Gelände des ehemaligen Sportplatzes Weberstraße in Unna. Und das hatte seinen Grund: Die Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft (UKBS) eröffnete offiziell den Komplex des Mehrgenerationen-Wohnens im Bereich Sybill-Westendorp-Straße/Mozartstraße. Und die Bewohnerinnen und Bewohner, die seit September letzten Jahres hier ihr neues Zuhause gefunden haben, nahmen rege Anteil an dem Geschehen und zeigten sich begeistert.

Es ist dies bereits die zweite UKBS-Anlage für das Mehr-Generationen-Wohnen in Unna. Nach dem Projekt an der Effertzstraße in Königsborn, das seit Jahren erfolgreich betrieben wird, sind nunmehr weitere 24 neue Wohnungen ihrer Bestimmung übergeben worden. Für den gesamten Komplex investierte das kommunale Wohnungsunternehmen nach Angaben von Geschäftsführer Matthias Fischer rund fünf Millionen Euro.

Dafür entstanden nach den Plänen des haus-eigenen Architekten und Prokuristen Martin Kolander zwei Neubauten, die allen Anforderungen an modernes Wohnen gerecht werden.

Der Vorsitzende des UKBS-Aufsichtsrates, Theodor Rieke, sah in dem neuen Komplex ein „Erfolgsmodell, das beispielgebend sein wird für das gemeinsame Wohnen in der Zukunft“. Unnas Bürgermeister Werner Kolter bedankte sich bei der UKBS für dieses zukunftsgerichtete und innovative Vorhaben und gab den Bewohnern die besten Wünsche mit auf den Weg. Dem schlossen sich auch Christine Hahn als Vorsitzende des Vereins „Neue Wohnformen“ und die Seniorin der Anlage, Erika Günther, an. Die Devise beim Mehrgenerationenwohnen lautet nach Hahn „gegen das Alleinsein, für das Gemeinsame“. Das werde auch beim Alter der Bewohner deutlich, das von der kleinen Anna mit zehn Monaten bis zu fast 80 Jahren reiche.



Die UKBS überreichte während der Feierstunde zwei Poster mit Bildern des Gesamtkomplexes. Von links: Geschäftsführer Matthias Fischer, Bürgermeister Werner Kolter, Architekt Martin Kolander, Aufsichtsratsvorsitzender Theodor Rieke und die Vorsitzende des Vereins „Neue Wohnformen Unna“, Christine Hahn mit Tochter Carolina.



**Gelassen
ist
einfach.**



sparkasse-unnakamen.de

**Wenn man
Finanzgeschäfte
jederzeit und überall
erledigen kann.**

Mit Online-Banking.

 **Sparkasse
UnnaKamen**